

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 24 (1934)

Heft: 2

Artikel: Vom Klötzlikeller und andern bernischen Kellerwirtschaften [Schluss]

Autor: Braun, O.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633801>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

allerorts zugejubelt worden, dem nun auf gewundenen Wegen erdenwallenden Künstler waren alle Türen verschlossen.

Und im Dienste des Erzbischofs von Salzburg? Bube! Gassenjunge! Dummkopf! gab es da zu hören, und des Erzbischofs gräflicher Oberstküchenmeister war robust genug, den Bittsteller Mozart mit einem Fußtritt abzufertigen.

Was war Klingendes übrig geblieben von seinen bisherigen Kompositionen? Von seiner Münchener Festoper „Idomeneo“? Fünfzehn Aufführungen in einem Jahr erlebte wohl die neue Oper „Belmonte und Constanze oder die Entführung aus dem Serail“, aber „wenn ich für diese Aufführungen und die Bervielfältigung der Partituren auch bares Geld erhalten hätte, wäre ich noch glücklicher über den Erfolg“.

Und immer wieder, allem damals dominierenden Italienerkult zum Trotz, erneute Versuche um eine deutsche Oper. „Wenn es mir schon Mühe kostet, ich halte es mit den Deutschen! Oder ist es vielleicht eine Schande für Deutschland, deutsch zu denken, deutsch zu handeln, deutsch zu reden oder gar — deutsch zu singen!“

Intrigen, die vornehmlich von seinem Todfeinde, dem Komponisten Salieri, ausgingen, machten diese Pläne zu nichts. Derweilen mußte sich Mozart seinen Lebensunterhalt mit Konzertaufführungen und dem Komponieren kleiner, gerade von irgend einem Sänger gebrauchten Konzertstücke verdienen.

Allen Schikanen und Kränkungen aber, die ihm so überreichlich zuteil wurden, setzte er nur immer wieder das eine Wort entgegen: Das Herz adelt den Menschen!

Das Scherzo. — War es ein Scherzo? Ein Satz, der für ein heiter-gereistes, anmutig-besinnliches Menuett einspringt?

Als Mozart im Frühjahr 1786 in seinem roten Pelz und goldbordiertem Hut auf der Bühne stand, um an den Proben seines „Figaro“ teilzunehmen, fand die Begeisterung der Teilnehmer keine Grenzen. „Bravo! Bravo, Meister!“ riefen die Darsteller immer wieder; die Musiker hörten auf zu spielen, klatschten, trommelten auf die Notenpulte; ein nicht enden wollendes „Es lebe der große Mozart!“ ging durch den Raum. Die Aufführung war ein Triumph und...

... und kurze Zeit später wurde die Oper auf Betreiben Salieris und seiner Anhänger vom Kaiser verboten. Mozart bat seinen Verleger um ein paar Dukaten Vorschuß.

Prag war die Stadt des größten Erfolges. Als am 29. Oktober 1787 die Aufführung des „Don Juan“, dessen Text von dem bekannten Librettisten Lorenzo da Ponte stammte, stattfand, und mit ungeheurem Jubel aufgenommen wurde, rief der Theaterdirektor aus: „Es lebe Mozart! Es lebe da Ponte! Solange diese beiden leben, weiß man nichts vom Theaterelend!“

Allein, schon in Wien hatte diese Oper keinen rechten Erfolg mehr. „Cosi fan tutte“ folgte, die „Zauberflöte“ fand keinen Anklang ... und Mozart tanzte sich mit seiner Frau, seinem „kleinen, goldigen Stanzerl“, seinem „Baggerl“ im Zimmer warm, weil kein Geld zur Feuerung da war.

Selbst seine Ernennung zum Kammerkompositeur Josephs II. bedeutete keine rechte Hilfe. Ganze 800 Gulden bekam er, hatte dafür fast nichts anderes zu tun, als Tanzmusik zu schreiben.

„Zu viel für das, was ich leistete; zu wenig für das, was ich leisten könnte!“

Das Finale. — Eine merkwürdige Bestellung kam hinzu. War da eines Tages ein Fremder bei Mozart erschienen, mit ernstem, unbeweglich hagerem Gesicht, bekleidet

mit düsterem Grau; der hatte ihn, ohne seinen Namen zu nennen, gebeten, eine Totenmesse zu schreiben. An das Honorar knüpfte er die Bedingung, daß man niemals versuchen möge, den Namen des Bestellers zu erfahren. (Graf Waldegg hatte das Werk bestellt, um es als seines aufführen zu lassen.) Mozart nahm den Auftrag an; aber das Bild jenes geheimnisvollen, starren Fremden wurde für die zerrütteten Nerven des mit noch nicht 35 Jahren schon Kranken und Hinfälligen zu einer Schreckgestalt; er bekam Furcht vor der Dunkelheit und glaubte an jeder Straßenecke den ratselhaften Auftraggeber zu sehen. Selbst in Prag, wohin sich der Kränkelnde noch einmal begab, um seine Krönungsoper „Titus“ zu vollenden, verfolgte ihn unablässig diese entnervende Halluzination.

Nach Wien zurückgekehrt, nahm seine Krankheit in erschreckendem Maße zu. In geradezu intuitiv drängender Hast arbeitete er an dem bestellten Requiem. „Es ist meine Totenmesse! Ich weiß es! Es ist meine Totenmesse!“

Eine Freude ereilte ihn noch: Der nunmehrige Erfolg seiner „Zauberflöte“, den Schikaneder durchgesetzt hatte. Vom Krankenbett aus verfolgte er die Vorstellung. „Jetzt ist der erste Akt zu Ende! Jetzt ist die Stelle: Dir, große Königin der Nacht!“

Am 4. Dezember 1791 schrieb er noch ein weiteres Stück dem Requiem hinzu. Leise sang er die Altstimme des Lacrimosa; ein paar Takte nur, dann brach er plötzlich ab; Tränen traten in seine Augen ... langsam schlug er die Partitur zu ...

Für Mozarts Bestattung sorgte der Baron van Swieten. Am Begräbnistage heulte der Wind eine schaurige Totenmesse. Furchtbare Schneetreiben herrschte. Das kleine Trauergesetz, das hinter dem Sarge herrschte, wurde immer geringer; einer nach dem andern kehrte des schlechten Wetters wegen um. Und draußen, auf dem Friedhof, stand keiner weiter an seinem Grabe — als der Totengräber.

Als Constanze, die Krankheitshalber nicht an dem Begräbnis teilnehmen konnte, später den Friedhof besuchte, begab es sich, daß niemand wußte, wo Mozart begraben ist. Der alte Totengräber war fort, der neue konnte keine Auskunft geben.

Auch heute kennen wir das Grab Mozarts nicht.
Aber Mozart! Mozarts Musik! Mozarts Töne!

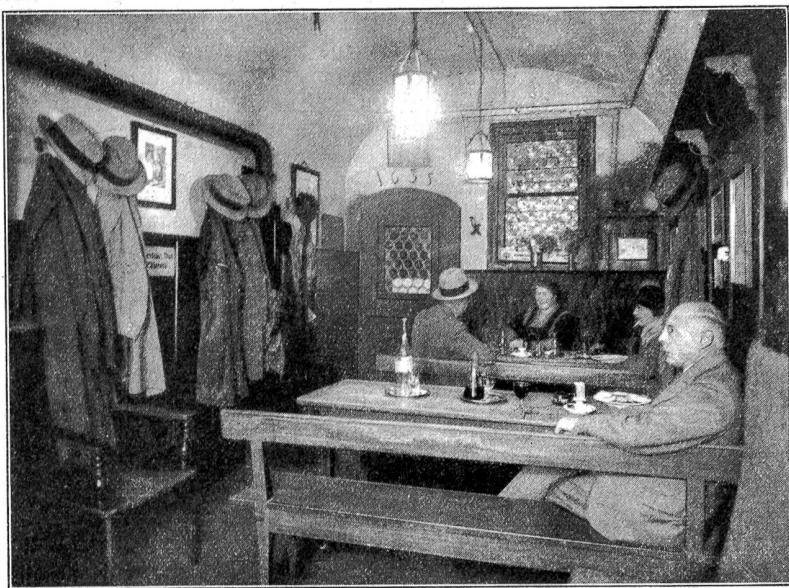
Vom Klötzlikeller und andern bernischen Kellerwirtschaften.

Von O. Braun.

(Schluss.)

Von den zahlreichen früheren Kellerwirtschaften ist als letzter der an der Gerechtigkeitsgasse Nr. 62 Sonnseite, neben dem Hans Franz Nägeli-Haus sich befindliche, aus dem Jahre 1635 stammende Klötzlikeller übriggeblieben, von dem auch Lechner bei Erwähnung des Bildes „Kellerwirtschaft“ als dem rühmlichsten bekannten Klötzlikeller spricht.

Dieses im Jahre 1545 erbaute Haus Nr. 62 ist seit frühesten Zeiten im Besitz der Patrizierfamilie von Mülinen, dessen jetziger Eigentümer Herr Hans von Mülinen-de Barn, alt Stadtförstmeister, ist, dem ich, nebst verschiedenen Angaben über den Klötzlikeller, noch allerhand den Abschnitt „Kellerwirtschaften“ betreffende Mitteilungen zu verdanken habe. Wie von verschiedenen Seiten dargelegt wird, wäre es das Haus Nr. 62 und nicht Nr. 60, in dem seinerzeit der bernische Schultheiß Hans Franz Nägeli, der berühmte Eroberer der Waadt, gewohnt hat. Eine bezügliche, obige Annahme stützende Urkunde ist allerdings nicht vorhanden. Die Vermutung, wonach das Haus Nr. 62 als Wohnhaus



Die Weinstube z. Klötzlikeller, vorderer Teil.

(Phot. Paul Steiger, Bern.)

des Hans Franz Nägeli zu betrachten wäre, stützt sich auf folgende Tatsache: Schultheiß Nägeli besaß zwei Töchter, wovon die eine einen Schultheissen von Mülinen, die andere einen von May, der ebenfalls Schultheiß war, heiratete. Genau um diese Zeit veräußerten die von Mülinen das jehige Zeerlederhaus an der Junkerngasse und übernahmen das geräumige Haus Nr. 62 an der Gerechtigkeitsgasse, das ihnen von Hans Franz Nägeli als Erbe zugefallen sein soll. Es ist daher anzunehmen, daß dieses Haus mit seinen großen Räumen dem mächtigen, reichen Schultheissen Nägeli wohl eher entsprochen hat als das schmale, sich daneben befindliche, s. Z. als Kinderspital dienende und heute unter dem Namen „Brodenhaus“ bekannte Haus Nr. 60.

Der erste uns bekannte Pächter oder besser gesagt Zapfenwirt für die Familie Fischer von Mür des oben erwähnten Kellers war vor 1860 Herr Klözli, seines Zeihens Pastetenbäcker, der im selben Haus gleichzeitig eine Konditorei betrieb, die später von Frau Lina Klözli, Schwägerin der Schwestern Klözli, weiter geführt wurde und zur Zeit, nach dem Weggang ihres Nachfolgers, des Herrn Hans Wildholz, sich im Besitz von Confiseur Chr. Zumstein befindet. Nach dem Ableben von Vater Klözli ging der Keller alsdann an dessen Tochter, Fräulein Rosa Klözli, über, die hier bis zu ihrem im Jahre 1907 erfolgten Hinscheid mit fester, fundiger Hand das Szepter führte.

Jungfer Klözli war eine ebenso originelle wie tatkraftige Frau, die in ihrem Reiche gute Ordnung zu halten verstand und sich auch unter den weniger feinen Kunden Respekt zu verschaffen wußte. Ein gesunder, witziger Humor, ein schlagfertiges Wesen waren ihr eigen. „E du my liebi Zyt“, das war ein von ihr oft gebrauchter Ausruf, jedoch konnte sie auch schärfere Töne anschlagen, wenn die Not es erforderte. Vor ihrer imponierenden Gestalt, den blitzenden Augen machte auch die Kühnheit der damaligen für alle losen Streiche stetsfort begeisterten Grächteler-Jugend entschieden Halt. Wer unter uns Buben es dennoch versuchte, sein Mütchen an der Klözli Rose, wie wir sie benannten, zu erproben, dem wurde alsbald in Form einer saftigen Ohrfeige oder einer kräftigen Wasserduche die nötige Belehrung und Abkühlung zuteil. Zu verschiedenen Stunden des Tages konnte man Jungfer Klözli, ein mächtiges Wasserbeden vor sich hertragend, vom Gerechtigkeitsgassenbrunnen mit langsamem, gemessenen Schritten dem Keller zuschreiten sehen. Eine Wasserleitung war dort unten zu jener Zeit noch nicht vorhanden, als Beleuchtung diente zur

Abendzeit wie überall das dürtig flackernde Licht einer Petroleumlampe. In späteren Jahren hat auch im Klözlikeller das Auerlicht seinen Einzug gehalten, bis es, als das Neuere, selbst wieder durch das Neueste, das elektrische Licht, ergänzt wurde. Die grauen Kellerwände wiesen zu jener Zeit als einzigen Schmuck ein paar Reklameplakate auf, das Kellermobilier bestand aus ein paar einfachen Tischen und Bänken. Wer unter den Gästen, nach reichlichem Weingenuß, ein menschliches Bedürfnis empfand, der mußte sich schon nach dem in der Nähe gelegenen St. Antoniengäßchen bemühen. Doch soll auch, in dringenden Fällen, der damals noch offene Stadtbach des Nachts öfters für solche Zwecke benutzt worden sein.

Der Klözlikeller wies zu jener Zeit einen sehr regen Besuch auf. An Markttagen z. B. gab es oft zahlreichen Besuch von Seiten des Bauernvolkes, beiderlei Geschlechts, das sich hier bei einigen Flaschen Wein gütlich tat, ehe es in den vor dem Keller stehenden Fuhrwerken nach Hause zurückkehrte. Neben ehr samen Bürgersleuten und Handwerfern zählte der Keller auch Ratsherren, Gelehrte, Künstler und Studenten zu seinen ständigen Gästen. Um die Jahrhundertwende soll auch des öfters ein Walliser Ständerat, der seinen Wein dem Klözlikeller verkaufte, seine Kollegen hieher geführt haben. Ein guter Tropfen des feurigen Rebenblutes war allda zu haben. Das bezeugen uns auch die nachfolgenden Verse, die ein poetisch angehauchter Stammgast zu Ehren des „Klözler“, wie er den Keller betitelt, geschmiedet hat und die heute noch, nebst zwei andern poetischen Ergüssen, dort unten zu lesen sind. Wir wollen nicht unterlassen, zu Nutz und Frommen der Leser das zu Neujahr 1903 verfaßte Poem hier wiederzugeben:

In unserer lieben, guten Stadt,
Es manche gute Kneipe hat.
Vor allem ist mir eine wert,
Wo durstig oft ich eingefehrt.
Studenten, Ratsherren, Handwerksmänner,
Beamte, Künstler, kurzum Kenner.
Die sieht man nach des Tages Mühen
Hier unten in den Klözler ziehen.
Dort sitzen sie bei einem Wein,
Man trinkt ihn nirgends wohl so fein.
Beim unverfälschten Saft der Reben,
In Rosa's traumtem Kellerraum,
Scheint selbst dem Griesgram schön das Leben,
Die Zeit verrinnt, man merkt es kaum.
Wer mödt' von Abstinenz was hören,
Da doch so köstlich ist der Wein?
So Bacchus will, wird falschen Lehren
Der Klözler stets verschlossen sein.

Nach dem, wie bereits erwähnt, im Jahr 1907 erfolgten Hinscheid der Jungfer Rosa Klözli übernahm deren Schwester, Jungfer Elise, die sich zeitweise schon vorher im Keller betätigt hatte, die Weiterführung der Kellergewerkschaft. Im Gegensatz zu ihrer Schwester Rosa, war Jungfer Elise oder d'Elisabeth, wie sie wohl auch genannt wurde, eher eine Stille, zurückgezogene Natur, die nicht viel Wesens machte. Sie konnte, wie mir berichtet wurde, aber auch sehr gemütlich sein und war von ihren Gästen sehr geschätzt. Auch während der Zeit ihrer Wirksamkeit im Klözlikeller soll es dort unten zuweilen recht lustig zugegangen sein, bei Gesang und den trauten Klängen einer Zither oder Gitarre. Im Jahre 1907 ward in dieses Kellers Raum, wobei wohl auch der große, die Weinvorräte enthaltende Weinkeller mitbenutzt wurde, ein Maskenball abgehalten, deren Teilnehmer, Damen und Herren, in einer gelungenen Blitzlichtaufnahme verewigt worden sind. In-

mittan dieser fröhlichen Gruppe ist auch Jungfer Elise zu sehen, das „Eisi“, wie es von den Stammgästen kurzerhand genannt wurde. Hier sei auch des lustigen Verses gedacht, der auf einer aus dieser Zeit stammenden Weinkarte geschrieben steht und der von der Güte des im Klößlikeller ausgeschenkten Weines ebenfalls Zeugnis ablegt.

Im Chlößlichäller isch der Wy
Bon alters här gäng guete gi,
Drum mögs so blybe no ne Rung
Zum Wohl für Alti und für Jung.
He! Eisi, schänkis n, la gseh,
So jung wie hüt sy mir nie meh!

Als Jungfer Elise im Jahre 1916 das Zeitliche segnete, übernahm Frau Haller-Affolter, eine Verwandte der Schwestern Klößli, die bereits in den Jahren 1907—1916 als getreue Helferin und Stütze der Jungfer Elise dort tätig gewesen war, als Pächterin den Klößlikeller und auch ihr darf das Lob einer für das Wohl der Gäste stets besorgten leutseligen Wirtin gespendet werden.

Wie den Stammgästen des Klößlikellers wohl bekannt ist, waltet seit dem Jahre 1925 Frau Wwe. Reber als ständige Kellerwirtin, die durch ihr freundliches, zuvorkommendes Wesen bei allen Gästen gleichermassen beliebt ist. Für deren Schwächen und Eigenarten hat sie stets volles Verständnis und ist dann und wann schon hilfreich beigesprungen, wo es sich etwa um den Erbsatz eines abgerissenen Knopfes oder um ein zerlöhertes Wermefutter eines nachlässigen Junggesellen gehandelt hat.

Seit seinem Bestehen (1635) hat der Klößlikeller gar manche Wandlung durchgemacht. Wie es in den frühesten Zeiten dort ausgesehen haben mag, weiß uns allerdings keiner mehr Kunde zu sagen.

Wir wissen nur, daß im Jahre 1908 der Besitzer des Hauses, Herr v. Mülinen, der auch das Bild, Hans Franz Nägele mit seinen vielen Kindern darstellend, gestiftet hat, eine gründliche Renovation vornehmen ließ. Die ehemals grauen Kellerwände wurden frisch getünkt und mit einem bis zur Mitte reichenden dunkelbraunen Holztäfer verkleidet. Auf dem linkersseits angebrachten Tablar stehen heute in langer Reihe verschiedene größere und kleinere Zinnkannen, bunt bemalte Teller. Rings an den Wänden hängen alte Stahlstiche, unter ihnen auch das bereits erwähnte bernische Kellerwirtschaftsleben aus dem 19. Jahr-



Die Weinstube z. Klötzlikeller, hinterer Teil.

(Phot. Paul Steiger, Bern.)

hundert darstellende Bild eines unbekannten Meisters, das der Beachtung der Besucher des Klößlikellers bei dieser Gelegenheit besonders empfohlen sei.

Manch' einer der Besucher des Klößlikellers wird mit Interesse die ca. 40 an der linken Kellerseite befindlichen gänzlich vergilbten und mit einem Kreuz versehenen Photographien betrachten. Es sind die Bilder ehemaliger Stammgäste, unter ihnen auch Vater Klößli und seine damals noch in jungen Jahren stehende Tochter Rosa. Lang, lang ist's her, zu Staub und Asche sind sie alle geworden, die einst hier unten so froh beim Becher saßen!

Ein weiteres Bild von Jungfer Rosa (eine Farbenphotographie) stellt uns die längst Verblichene im großen Weinkeller, mit einer Flasche Wein in der Hand, vor einem mächtigen Weinfäß stehend, dar. Über dem Eingang der Kellerstube sodann hängt das von Kunstmaler Surber gemalte, vorzüglich gelungene Ölbild der Jungfer Elise.

Auch Vater Johann Nellstab, der lange Jahre, von 1863 bis 1929, im Klößlikeller ein- und ausging, können wir hier in einer gut getroffenen Skizze sehen. Dieser originelle, mit köstlichem Wit und Humor begabte Junggeselle, nebenbei ein großer Schaffer, war auch ein treuer Freund des Gesanges, zumal des volkstümlichen Liedes, ein entschiedener Feind aber jeglicher Gröhlerie und falscher Töne. Gar manche Flasche hat er zum Wohle der Gemütlichkeit gespendet, erst in den letzten Jahren seines Lebens zog er sich mehr und mehr vom geselligen Treiben zurück, um in aller Ruhe und Beschaulichkeit sein Glas Wein zu genießen.

Nach erfolgter Restaurierung des Kellers wurde dort unten von der Familie Klößli und einigen Freunden, in Anwesenheit des Hausherrn, eine Feier abgehalten, die einen überaus gemütlichen Verlauf genommen haben soll. Der Keller wurde für die Dauer des festlichen Anlasses durch Publikation im „Stadtanzeiger“ für andere Gäste als geschlossen erklärt. Doch ist anzunehmen, daß diese später das damals Versäumte gebührend nachgeholt haben.

Bei der Neuausstattung des Klößlikellers haben in verdankenswerter Weise auch verschiedene Stammgäste mitgewirkt. Wir erwähnen hier besonders den zuvorderst im Keller stehenden, mit mosaikartigen Figuren verzierten Tisch, die hei-



Der Vorratskeller.

(Phot. Paul Steiger, Bern.)

melig anmutenden Stabellen, den großen, handgeschmiedeten Leuchter und die zwei ebenfalls handgeschmiedeten Laternen, die alle aus der Werkstatt langjähriger Gäste stammen.

Ueber dem kleinen Eisenofen gewahren wir weiter eine schmiedeiserne Glocke, in der Form einer währschaften Ruhstreiche. Wer diese Glocke zum Läuten bringt, soll nach einem allerdings ungeschriebenen Gesetz nicht zum Tode, wohl aber der Bezahlung einer Flasche Wein verfallen sein. Doch wird dieses Gesetz gewiß nicht allzu streng gehandhabt und wohl nur im intimen Kreise der Stammgäste zur vollen Geltung gelangen. Wo kein Kläger ist, ist auch kein Richter.

Aus welcher Zeit der an der linken Wandseite befindliche Fauteuil mit geschnitzter Lehne stammt, ist nicht festzustellen, doch dürfte er zweifellos zu den ältesten Ausstattungsstücken gehören. Er scheint aber nur für besonders hohe Gäste bei festlichen Anlässen bestimmt zu sein.

Endlich sei auch noch die in der Mittelwand eingelassene, dem Charakter ihrer Umgebung angepaßte Uhr erwähnt, die neueren Datums ist, desgleichen die gewaltige Holzpfeife, die wohl nur bei bestimmten Zusammenkünften der Stammgäste im Kreise herumgereicht wird. Vielleicht eine Art Friedenspfeife, so hoffen wir, doppelt begrüßenswert in unserer von Streit, Gewalt und Willkür erfüllten Zeit.

Ich bin am Schlusse meiner Ausführungen angelangt, die im Rahmen einer Plauderei, in keiner Weise Anspruch auf Vollständigkeit erheben wollen. Sicherlich wäre manch' einer der noch lebenden Stammgäste im Falle, aus dem Schatz seiner Erinnerungen dieses und jenes hinzuzufügen. Wir wollen uns aber mit dem Gesagten für heute begnügen und nur noch erwähnen, daß der Klößlikeller, in dessen Tiefe dann und wann auch etwa ein Fremder, ein vom Bäderer geführter Engländer, steigt, außer mit einem guten Tropfen Wein auch mit Kaffee, Tee und Schokolade nebst allerhand Süßigkeiten aus der bereits erwähnten Confiserie aufzuwarten im Falle ist. Eine Tatsache, die dem abstinenzfeindlichen „Dichter“ der bereits an anderer Stelle erwähnten Verse sicherlich zur raschen Flucht aus dem geliebten Klößlikeller veranlassen würde. Es ändern sich die Zeiten ...

Ja, gar vieles hat sich im Laufe der Jahrhunderte gewandelt! Einst wird auch, wer weiß wie bald, für den Klößlikeller, als der letzten noch bestehenden Kellerwirtschaft, die Stunde kommen, da er, wie alle andern, der Vergangenheit angehören, mit ihm ein Stück der guten alten Zeit entchwunden sein wird.

Noch aber ist er da, der alte traute Klößlikeller, für alle, die bei einem Glase edlen Rebenblutes, abseits vom Getriebe der Stadt, in beschaulicher Ruhe bei gemütlichem Plaudern Vergessenheit von den Sorgen und Nöten des Alltags suchen wollen.

Möge er uns noch recht lange erhalten bleiben!

Scardanelli.

Skizze von Ernst Kurt Baer.

„Eisig ischt heuer der Jänner!“ sagte Frau verwitwete Kammerrat Johanne Christiane Göd und blickte scheu nach den halb zugefrorenen Buchenscheiben. „Legen Sie ein paar Scheite auf, Mutter!“

Schweigend warf die Großmutter einige Holzloben in den Kamin. Seit dem Einbruch der Dunkelheit hatte sie das Spinnrad in die Ecke gestellt. Jetzt streckte sie die flammengewordenen Hände gegen die Glut. Langsam und mechanisch tat sie alles. Ihre Gedanken weilten in der Ferne, rankten

sich um die Vergangenheit ihres Enkels und bemühten sich vergeblich, in dessen Zukunft einzudringen. Ein Zug innigen Mitgefühls, doch unverkennbar auch eines leisen Vorwurfs lag in ihrem zerknitterten Gesicht.

„Mir ist das Herz schwerer denn je!“ ließ Frau Johanne Christiane Göd sich wieder vernehmen. „Angst habe ich um unsern Fritz. Er wird morgen frieren im Postwagen.“

Die Alte am Kamin neigte mehrmals bedächtig das Haupt. Nach einem drückenden Schweigen sagte sie düster: „Er hätt's besser habe können!“

Frau Christiane seufzte.

„I fühl's“, fuhr die Großmutter fort. „Er kommt sobald wieder wie im Vorjahr.“ Sie erschrak selber über ihre prophetischen Worte.

„Still! I hör' ihn kommen!“

Schritte erklangen auf der Treppe, ein paar Stiegen knarrten. Dann wurde die Tür geöffnet. Ein junger Mann, knapp 32 Jahre alt, kam herein. Der flackernde Feuerschein des Kamins ließ sein blondes Haar goldig aufblinken und warf unruhige Schatten über das schmale, hübsche Gesicht und die schöne, reine Stirn. Daheim nannte man ihn Fritz. Er war der Sohn aus erster Ehe der Frau Kammerrat Göd; für die Welt hieß er Hölderlin.

„Ich will Ihnen schon jetzt eine gute Nacht wünschen!“ sagte er nähertretend. Eine leise Unruhe klang durch seine sanfte Stimme.

„Warst du schon beim Postmeister, Fritz?“ Ohne ihn anzusehen, hielt Frau Christiane seine Hand fest.

„Am Nachmittag, Frau Mutter. Der Wagen hält morgen früh vor unserm Hause.“

„Sicht das Gepäck in Ordnung?“

„Hat er a dös neue Wämsele gut verpadet?“ fragte die Großmutter dazwischen.

„Ja, alles!“ nickte er.

Frau Christiane seufzte ungewollt.

Hölderlin legte seine Hand auf ihre Schulter. „Was ist Ihnen, Mutter?“

„Weh ums Herz“, bekannte sie beschämmt.

Die Großmutter am Kamin hüstelte verstohlen. „Weh ums Herz!“ nahm sie bedächtig das Gespräch auf. „'s hätt' halt annersch sein könne, unserm Herrgott hätt's a g'falle.“

Bis ins Herz getroffen zuckte Hölderlin zusammen. „Den Göttern ist alles Edle ein Wohlgefallen, Frau Großmutter!“ entgegnete er leise.

Die Alte zog die schmalen Schultern hoch. „I versteh's halt net, was er edel und heilsam für die Mensche nennet.“

Hölderlins Augen suchten den Blick der Mutter. „Und Sie, Frau Mutter?“ Er schwieg eine Weile, und als keine Antwort erfolgte, fuhr er enttäuscht fort: „Haben Sie Geduld! Gewiß, mein Hyperion — hat Schwächen. Aber der Empedokles“

„Geduld!“ wiederholte die Großmutter.

Empfindlich verletzt schlug Hölderlin die Augen nieder.

Begütigend nahm Frau Christiane seinen Kopf in die Hände. „Wir wollen das Beste für dich, mein Fritz! Wir sorgen, daß dir kein Leid zustoße. Du irrst durch die Welt und findest keine Ruhe. Einmal schien es, als würde alles gut werden. Ich vermein', als du bei Gontards warst in Frankfurt. Leider“

„Sprechen Sie nicht von Frau Susette!“ bat er bewegt.

„Ich mach' dir gewiß keine Vorwürfe. Aber: Den Herrn Schiller hast du geradezu angebetet. Was gab er dir? Enttäuschung! Sonst nichts!“

„Recht haben Sie, Frau Mutter!“ erwiderte Hölderlin schmerzlich. „Schiller meinte es ehrlich und gut mit mir. Aber er wies mir einen Platz auf der Erde zu und ich verlangte nach dem Himmel. Mein Feuer dämpfte, meine